

Vortrag auf der Konferenz: „Aus der Geschichte lernen? Erinnerungskultur als Weg zu einer europäischen Verständigung“ vom 27. bis 30. Oktober 2016 in Warschau:

Die Entwicklung der polnischen Erinnerungskultur nach 1989¹

Prof. Robert Traba, Direktor des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften

Bevor ich zu strittigen Fragen komme, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, dass ich in diesem Jahr zusammen mit einem Kollegium von 117 Autoren aus sechs Ländern den neunten Band über polnisch-deutsche Erinnerungsorte herausgegeben habe. Das ist das *opus magnum* meines Lebens und eine der umfassendsten Sammelbände zur Gedächtnisforschung in den letzten 20 Jahren. Davor habe ich eine sechsbändige Ausgabe zu historischen Problemen der Erinnerungspolitik vorbereitet, die zwischen Polen und seinen Nachbarn existieren – von polnisch-deutschen, polnisch-belarussischen, polnisch-ukrainischen und polnisch-litauischen bis hin zu polnisch-russischen und polnisch-jüdischen Fragestellungen. Vor zwei Jahren erschien die Gedächtnis-Enzyklopädie *Modi memorandi*, die den verschiedenen Wegen zur Bewahrung des Gedächtnisses und seiner Vielfalt gewidmet ist.

Ich spreche davon, nicht um mich selbst zu loben, sondern um eine sehr wichtige Einsicht zu teilen. Während ich an diesen Ausgaben arbeitete und die gewonnene Erfahrung reflektierte, kam bei mir ein Gefühl auf, das man kaum als positiv bezeichnen kann. Sobald die Sprache auf das Gedächtnis kommt – (und man merkt das am stärksten in den Massenmedien) das Gedächtnis wird gelobt, man spricht über Zeitalter des Gedächtnisses, über die Vorherrschaft des Gedächtnisses usw.– entsteht bei mir der Eindruck, dass das „Gedächtnis“ langsam zur leeren Worthülse wird. Es ändert nichts an unserer Art zu denken und unserem Verständnis dessen, was geschah. Das Gedächtnis wird zum Vorwand, zum Alibi, zur Fassade vor dem Wesen der Dinge, über die wir eigentlich sprechen müssten.

Zwei Beispiele hierfür:

2015 verfolgte ich die Gedenkfeiern zum Kriegsende in einigen Ländern wie Polen, Deutschland, Frankreich, Österreich und zum Teil in Russland und ebenso die Reaktionen in anderen europäischen Ländern. Die Schlußfolgerung im Hinblick auf die Gedächtniskultur war leider eine traurige: Alle erinnerten an ihr Kriegsende – und feierten ihren Sieg oder konzentrierten sich auf ihre Niederlage. Die Appelle, die wir aus dem Munde der Politiker hören: „Laßt uns eine gemeinsame Erinnerungskultur schaffen!“ wurden in diesem Zusammenhang zu einer vollständigen Illusion. Wir möchten unserer Opfer gedenken und

¹ Transkript des Mitschnitts und Übersetzung des Vortrags, den Robert Traba am 27.10.2016 auf der Konferenz „Aus der Geschichte lernen?“ des IBB auf Polnisch gehalten hat.

unsere Siege feiern. Eine ähnliche Skeptik erfüllte mich auch im Zusammenhang mit dem Jahrestag des Briefes der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtskollegen, die zum Symbol der polnisch-deutschen Versöhnung wurde. Es ist natürlich gut, in bestimmten Kontexten und Situationen sich an ein solches Ereignis zu erinnern. 1965 war dies ein sehr wichtiges Ereignis, vor allem für unsere westlichen Nachbarn, eine Phase, in der sich Deutschland aus den Fesseln des Erbes der NS-Vergangenheit löste. Fünfzig Jahre später erinnerte sich außer einer kleinen Gruppe von Politikern fast niemand mehr an dieses wichtige Ereignis. Das bestätigt die Tatsache, dass heute der Begriff des Gedächtnisses und die Diskussionen über das Erinnern zu einem Feigenblatt geworden sind, das die wirklichen Probleme verdeckt, über die ich jetzt sprechen möchte.

Was ist denn ein „gutes Gedächtnis“? Mir scheint, wenn wir über ein „gutes Gedächtnis“ sprechen, meinen wir oft etwas anderes als das, was das Wesen der Erinnerungspolitik ausmacht. Unter gutem Gedächtnis verstehen wir die Erinnerungen an gute Ereignisse der Vergangenheit in den Beziehungen zwischen Nachbarstaaten, deren Sinn darauf hinausläuft, neue Mythen als Grundlage für bilaterale oder europäische Partnerschaften zu erschaffen. Ich hingegen denke, dass ein gutes Gedächtnis uns vor allem dabei helfen sollte, unsere eigene Geschichte kritisch zu betrachten. Und ein solches Gedächtnis gibt es in Europa heute zu wenig, denn es ist am schwierigsten, sich selbst kritisch zu betrachten, und viel einfacher, die Quelle des Übels und allen Unglücks bei jemandem anderen zu suchen.

Am Ende meiner Einleitung möchte ich schließlich zum Titel unserer Konferenz kommen und eine verteidigende Position der Geschichte einnehmen. Ich verstehe, dass „Lernen aus der Geschichte“ ein guter Slogan ist, aber mich interessiert, ob wir aus der Geschichte lernen können oder aus der Vergangenheit? Können wir durch Diskussionen und Reflexionen die Vergangenheit erfassen? Ich spreche das an, weil oft die Geschichte im Zusammenhang mit der Erinnerungspolitik zum Ersatz für das Gedächtnis wird. Die Grenzen zwischen der faktischen historischen Erforschung und dem Gedächtnis werden verwischt. Leider kann das Gedächtnis manchmal zum Fluch werden. Und es geht hierbei nicht nur um Probleme, auf die Historiker treffen, sondern auch um die Vereinfachung, wie es in der Öffentlichkeit vermittelt wird. Daher würde ich lieber von einem „Lernen aus der Vergangenheit“ sprechen.

Was die Erinnerungskultur angeht, so ist dies eine wichtige Kategorie in den kulturwissenschaftlichen und historischen Disziplinen als Methode zur Erforschung von Erinnerungsphänomenen. Aber wenn wir von der Erinnerungskultur in einem solchen internationalen Kreis sprechen, glaube ich, dass wir eher über Erinnerungskulturen sprechen, da sie in den einzelnen Ländern sehr oft verschieden wahrgenommen und verstanden wird. Als solches sind die Kulturen des Erinnerns schon sehr unterschiedlich. Ich möchte Sie auf einen Satz aufmerksam machen, der für mich sehr wichtig war, als ich anfang, zum Thema Gedächtnis zu forschen. Ich hatte das Glück, Reinhart Kosselleck kennenzulernen, einen der bedeutendsten europäischen Intellektuellen (er starb 2006). Er schrieb folgende Warnung:

Wenn wir anfangen, uns nur mit dem Gedächtnis zu beschäftigen, dann geraten wir in eine Spirale von aufeinander aufbauenden Neudefinitionen des Gedächtnisses, wir lösen uns von der Realität dessen, was irgendwann geschah. Wenn wir zum Beispiel von einem ersten oder zweiten Reich sprechen, so könnte es passieren, dass wir aufhören, sie zu unterscheiden, da sie uns durch irgendetwas ähnlich erscheinen. Das ist eine wichtige Warnung für all jene, die sich mit dem Gedächtnis beschäftigen: Man darf sich nicht von den Realien lösen, von den historischen Fakten und Ereignissen, an die man sich später erinnern wird.

Die hervorragende Forscherin Aleida Assmann macht darauf aufmerksam, dass für Europa das dialogische Gedächtnis äußerst bedeutsam ist. Dieser Begriff kam im Zuge von internationalen Symposien, Diskussionen usw. auf. Hier stellt sich die Frage: Was bedeutet dialogisches Gedächtnis im Hinblick auf die heutigen Sachverhalte. Ich schrieb Assmann, dass man meiner Meinung nach, um zu einem dialogischen Gedächtnis zu gelangen, zuerst ein elementares und minimales Wissen und eine Vorstellung über sich selbst und die anderen haben muss. Und dass diese Kenntnisse in den Ländern, die am Dialog beteiligt sind, ungefähr auf demselben Qualitätsniveau sein müssen, insbesondere wenn man berücksichtigt, dass jeder sich zunehmend auf sich selbst konzentriert. Man braucht zunächst eine Polyphonie der Geschichte. Wir sollten in unserem Raum, durch Schulbücher, durch Erwachsenenbildung, mehr das „sie“ und „ihre“ einführen und nicht nur das „wir“ und „unsere“, ansonsten kultivieren wir nur eine Scheindialogizität, die sich wiederum auf das eigene und nicht gemeinsame Erinnern richtet. Im Extremfall kann eine solche Dialogizität dazu führen, dass Erinnerungspolitik zur Mission wird, deren Ziel es sein wird, sich selbst und anderen zu beweisen, dass die anderen sich schlechter erinnern und das eigene Gedächtnis besser ist.

Ich versuche mich auf zwei Themen zu fokussieren: die polnischen Spielarten des Erinnerns nach 1989 und die wichtigsten Probleme der polnisch-deutschen Beziehungen. Für mich ist der Ausgangspunkt in der Frage des kollektiven polnischen Gedächtnisses nicht das Jahr 1989, sondern 1980. Warum? Die Revolution der Solidarność in den Jahren 1980-81 brachte der polnischen Gesellschaft und Öffentlichkeit etwas, was Polen von den meisten Ländern des postsowjetischen Lagers unterscheidet, für die der Ausgangspunkt im Wesentlichen das Jahr 1989 war. Und dieses „etwas“ war das vergleichsweise hohe Niveau der individuellen Freiheit zu Beginn der 1980er Jahre, das so hoch war, dass damals eine Zeitschrift wie „KARTA“ erscheinen konnte. Natürlich erschien sie unter den Bedingungen der Konspiration, aber sie erschien! Zu jener Zeit existierten für die polnische Gesellschaft wie für die Gesamtheit der Individuen keine Probleme und Diskussionen über die sogenannten weißen Flecken. Natürlich war das noch nicht die vollständige Freiheit, aber doch ein Niveau der Freiheit, das, wie mir scheint, genügt, um eben den Ausgangspunkt auf das Jahr 1980 zu verlegen. Der Zeitabschnitt zwischen 1980 und 1989 würde ich die Entmonopolisierung des Erinnerns nennen. Bis 1980 war das Gedächtnismonopol des Staates wirksam, obwohl auch

dieses kein monolithisches war, da schon in den 1970er Jahren die Stimme der polnischen Emigration, die man deutlich vernehmen konnte und deren eminente Bedeutung man nicht unterschätzen sollte, das kommunistische Monopolssystem ins Wanken brachte. Einflussreich waren die polnische Zeitschrift „Kultura“, die in Paris herausgegeben wurde, Radio Liberty und andere. Die zweite Etappe – das sind die Jahre 1990-1999, die ich die Pluralisierung des öffentlichen Erinnerns oder einfach die „große Öffnung“ nenne. Was meine ich damit? In dieser Zeit fanden in Polen all jene Prozesse statt, die auch für die anderen postsowjetischen Staaten Mitteleuropas typisch sind. Die Prozesse, die mit der Erinnerungskultur verbunden sind, drückten sich vor allem in den veränderten Formen und Spielarten des Erinnerns aus, die mit den Veränderungen im gesellschaftlichen Raum einhergingen. Es verschwanden die Denkmäler für kommunistische Diktatoren, es änderten sich die Straßennamen, und natürlich veränderte sich das polnische Wappen, in seiner Darstellung vollzog sich die Rückbesinnung auf die historische Tradition der Ersten und Zweiten *Rzeczpospolita*. Das waren elementare Dinge, die jeder Staat unternimmt, wenn er sich von einem früheren politischen Regime befreien möchte, damit für die Gesellschaft die neue Qualität des historischen Narrativs greifbar wird. Die erste Etappe in der Chronologie des Erinnerns war für Polen äußerst wichtig, und sie unterscheidet sich von den Vorgängen in den Nachbarländern, die ebenfalls eine Transformation erlebten. Nicht unwichtig ist, dass für Polen die Etappe der „großen Öffnung“ gerade mit einer kritischen Haltung sich selbst gegenüber begann. 1993 erschien in der Wochenzeitschrift „Polityka“ ein Artikel unter der Überschrift „In der Haut eines Deutschen“, in dem die massenhafte Vertreibung der Deutschen beschrieben wurde. Dies stellte einen Versuch dar, die große Tragödie der Zwangsumsiedlungspolitik nach Ende des Zweiten Weltkriegs in einem völlig anderen Licht zu betrachten. Nicht aus der Perspektive der Politik, sondern aus der Perspektive der Lebenserfahrung eines anderen Menschen. Das war der Versuch, auf die Frage zu antworten, ob wir Polen schlecht an einem andren Menschen gehandelt haben, sei er Deutscher, Schlesier oder Angehöriger der masurischen Minderheit usw. Allgemein hat man schon vorher begonnen, sich mit dieser Problematik auseinanderzusetzen. Ich und eine Gruppe von Mitstreitern zum Beispiel haben schon 1990 in Olsztyn (Allenstein) eine erste internationale Konferenz zur Problematik all jener Landstriche organisiert, die nicht immer zum polnischen Staatsgebiet gehörten, sondern entsprechend ihrer Eigenidentität zu Ostpreußen. Damals kam eine solche Konferenz wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es gab lange nichts Vergleichbares, was einen solchen Sturm an Emotionen in den polnischen Massenmedien ausgelöst hätte. Gerade der kritische Blick auf sich selbst charakterisiert diese genannte Etappe. Ein elementarer Aspekt, der jede Annäherung an die erinnerte Vergangenheit betrifft, ist der Dialog. Um einen solcher Dialog zu führen, ist es in erster Linie notwendig, mit sich selbst ins Gespräch zu kommen. Es könnte die Frage aufkommen, ob diese Etappe der Selbstkritik und Selbstreflexion nicht viel zu lange gedauert hat. Und welche Rolle spielten darin, was Charakter und Dynamik dieser Entwicklung angeht, die politischen und intellektuellen Eliten, und zwar nicht nur in Polen, sondern auch in Europa?

Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts geht eine Tendenz dahin zu konstatieren, die Zeit der Nationalstaaten sei vorbei. Dieses Ausrufen des Endes der Nationalstaaten ist natürlich eine Illusion, doch eine solche Sichtweise spiegelt sich in den Aktivitäten der EU-Organe und anderer europäischen Institutionen wider. Worin besteht der Ausweg, wenn wir uns der Herausforderung stellen, die jedes kollektive Erinnern oder genauer gesagt, das nationale Erinnern darstellt?

Man muss einräumen, dass ein riesiges Problem in der Vereinfachung und Verengung des Verständnisses von Erinnerungskultur besteht und dass man an dieses Problem mit großem Verantwortungsgefühl herangehen muss. Vor allem muss man sich darum bemühen, die Schlüsselbegriffe der Erinnerungspolitik neu zu definieren und ein solches Narrativ herauszuarbeiten, das ein Gegengewicht und eine Alternative zu den Narrativen eines verhärteten Nationalismus darstellt, wie er für breite Kreise der polnischen Gesellschaft typisch ist. Wir haben viel zu spät verstanden, dass es nicht nur extrem nationalistische Narrative gibt, sondern sie auch stark auf das Bewusstsein Tausender Menschen einwirken. Das hat dazu geführt, dass wir unvorbereitet vor der Situation stehen, die in Europa heute überall entstanden ist: Politische Strömungen, die einen immer größeren Zulauf finden, benutzen zu ihren Zwecken ein nationalistisches Erinnerungsnarrativ, ohne dass wir imstande wären, diesem ein alternatives Narrativ entgegenzusetzen.

Die nächste Etappe begann im Jahr 2000. Warum betrachte ich gerade dieses Jahr als Wendepunkt in der Entwicklung des kollektiven Gedächtnisses in Polen? Damals geschahen zwei Ereignisse, die in der Zeit nach 1989 die öffentliche Meinung in höchstem Maße bewegten. Bei dem ersten Ereignis handelt es sich um die deutsche Initiative für ein Zentrum gegen Vertreibungen, die damals aufkam und um das Jahr 2000 äußerst populär wurde; die Idee selbst zur Gründung eines Zentrums wurde Bestandteil der deutschen Geschichtspolitik. Die regierende Koalition aus Christdemokraten und Sozialdemokraten billigte 2005 das Projekt zum Bau eines solchen Zentrums, das der Zwangsumsiedlung von Deutschen nach Kriegsende gewidmet ist. Das zweite Ereignis, das eine ähnliche Woge von Emotionen hervorrief, war das Erscheinen des Buches „Nachbarn“ von Jan Tomasz Gross, das von dem von Deutschen initiierten, aber von Polen begangenen Pogrom in dem polnischen Städtchen Jedwabne handelt. Beide Ereignisse haben eines gemeinsam, wobei ich nicht die historischen Fakten, sondern die Mechanismen des Erinnerns meine: Beide haben die Selbstwahrnehmung der Polen verändert, die der Prämisse folgte: Aha, die Polen waren also die Täter, und die anderen – Deutsche und Juden – waren die Opfer.

Das ist natürlich eine etwas vereinfachte Darlegung dieser beiden Ereignisse, aber sie führten auf der polnischen Seite zu einer Gegenreaktion und zum Gegenangriff. Sehr schnell kehrten die alten polnischen Dämonen des Gedächtnisses wieder zurück, die sich lange Zeit in der Tiefe des kollektiven Bewusstseins versteckt hielten, dass nämlich das polnische Volk auf der Ebene des Opferseins einen exklusiven Status innehat. Es kehrten die Methoden eines extremen Nationalismus und der Glorifizierung von ein paar polnischen Siegen wieder. Und

letzten Endes kam auch die Idee auf, dass wir aufhören sollten, kritisch über uns zu sprechen und anfangen sollten, affirmativ über uns zu reden. Eine affirmative versus eine kritische Geschichte, ein „bejahendes“ versus ein kritisches Gedächtnis. Diese zwei Begriffe kollidierten nach dem Jahr 2000. Der affirmative Zugang zur eigenen Geschichte ist eines der wichtigsten Probleme, die uns alle angeht. In Polen ist das sehr offensichtlich, denn das Affirmative konnte hier seiner Bestätigung und Bestimmung entgegensehen, die aus einer Gruppe polnischer Intellektueller kam. Wir wollen ein affirmatives Gedächtnis. Aber ist dies ein Ausweg aus der Situation?

Mir scheint, eine solch bejahende Herangehensweise dominiert bis zum heutigen Tag. Die Formel für das affirmative Gedächtnis ist denkbar einfach: Man muss stets an Ereignisse der Vergangenheit erinnern, besonders an positive Momente und die polnische Opferrolle besonders hervorheben, die im Gedächtnis zu verblassen und in ihrer Bedeutung geringer zu werden droht. Als Methode zur Schaffung eines affirmativen Gedächtnisses dient die Vorstellung vom polnischen Volkes als einer Gesellschaft, die eine Identitätskrise durchgemacht hat und der es an nationalen Mythen ermangelt, die dieser Gesellschaft dabei helfen würden, im Begreifen des historischen Erbes zu einer Selbstbejahung zu gelangen. Ich bin damit nicht einverstanden, aber so ist es.

Dieses oben genannte Konzept wurde durch eine riesige Tragödie zementiert, deren Echo bis heute nachhallt ebenso wie die Diskussionen über sie nicht verstummt sind: Der Absturz des Präsidentenflugzeuges am 10. April 2010 bei Smolensk, bei dem der polnische Präsident und die regierende Elite des polnischen Staates ums Leben kamen. Ich habe keine Zweifel darüber, dass zu diesem Thema noch sehr viele Untersuchungen erscheinen werden, die sich nicht mit der Katastrophe selbst auseinandersetzen, sondern mit ihrer Rolle in der Wahrnehmung des Vergangenen.

Als wir an der neunbändigen Ausgabe zu den polnisch-deutschen Erinnerungsorten arbeiteten, mussten wir festlegen, welche genau diese Erinnerungsorte sein sollten. Selbstredend spreche ich jetzt nicht von topographischen Orten, sondern von Symbolen, Artefakten, Ereignissen und Persönlichkeiten, die auf die Bildung unserer historischen Selbstidentität Einfluss haben. Genau dies ist die Definition von Erinnerungsort, für die wir uns entschieden haben, nämlich das, was einen Einfluss auf unsere Identitätsbildung hat. Wir dachten natürlich lange nach, ob zum Beispiel Katyn ein polnisch-deutscher Erinnerungsort ist. Das war 2008 oder 2009, als in Polen Andrzej Wajdas Film „Katyn“ auf allen Leinwänden zu sehen war. Nicht ein einziges deutsches Kinotheater hat diesen Film in sein Repertoire aufgenommen. Das war für uns ein Hinweis darauf, dass Katyn als polnisch-deutscher Erinnerungsort nicht in Betracht kommt, da Katyn in Deutschland keinen Einfluss darauf hat, wie sich die Vorstellung über die gemeinsame Vergangenheit herausbildet. Unsere neunbändige Ausgabe war schon im Druck, als nach der Katastrophe des Flugzeugabsturzes bei Smolensk 2010 plötzlich der Kinofilm „Katyn“ im deutschen Kino gezeigt wurde. Natürlich muss man daran erinnern, dass die Maschine des Präsidenten anlässlich des Jahrestages der Massenhinrichtung von polnischen Offizieren und Vertretern der Elite durch den NKWD nach

Katyn flog. Und gerade die historische Tragödie zusammen mit dem tragischen Absturz der Präsidentenmaschine führte zu dem gestiegenen Interesse an Katyn in Deutschland. Bis 2010 war Katyn als Erinnerungsort in Deutschland unbekannt – sieht man von einem kleinen Kreis von Menschen ab. Nach der Katastrophe erschienen so viele Materialien, dass ein Buch sie gar nicht alle fassen konnte.

Was trennt Polen und Deutsche, was verbindet sie? Uns trennt eine ganze Menge. Von 100 gemeinsamen polnisch-deutschen Erinnerungsorten, die wir zur Beschreibung ausgewählt hatten, sind 99 verschieden, was ihr Narrativ und die Wahrnehmung dieser Orte angeht. Ich denke, 99 von 100 – das ist ein guter Indikator dafür, wie sehr wir uns unterscheiden. Ist das nun schlecht oder sonderbar? Nein. Wenn wir – die Belarussen, Russen, Ukrainer und Polen – gemeinsame Erinnerungsorte zusammenstellen würden, kämen wir zu ähnlichen Ergebnissen. Ein ähnlicher Mechanismus würde wirksam – jede Seite würde mit ihrer Wahrnehmung aufwarten, mit ihrer Interpretation, die bei der Herausbildung des eigenen Selbstverständnisses eine Rolle spielen könnte.

Aber ich möchte auf eine Tatsache aufmerksam machen, die ich möglicherweise in einer solchen internationalen Runde nicht ansprechen sollte, aber ich werde es dennoch tun, weil es meines Erachtens nach sich um die reine Wahrheit handelt. Außer dem Beispiel der polnisch-deutschen Beziehungen gibt es keine weiteren Beispiele zwischen europäischen Ländern, die tiefgehend, umfassend und vielschichtig über die gemeinsame schwierige Vergangenheit sprechen könnten. Und das unabhängig von den riesigen Schwierigkeiten, Unterschieden, Asymmetrien im Verständnis von Geschichte im öffentlichen Raum und der Wahrnehmung von Geschichte und Vergangenheit als Mittel der Selbstidentifikation. In Deutschland begann in den 1970er Jahren, nach der Revolution von 68, ein Prozess, der bis heute anhält, nämlich die individualisierte Sichtweise auf das Vergangene. Das zeigt sich sehr stark zum Beispiel in den Geschichtsbüchern. Mir scheint, dass sowohl in Polen, wie auch in Belarus, der Ukraine oder Russland Geschichte ein wichtiger Faktor bei der Konstruktion eines kollektiven Identitätsmodells bleibt.

Ich führe ein polnisches Beispiel an. Wissen Sie, wie hoch der Prozentsatz von Resolutionen und Gesetzesvorlagen ist, die sich auf die Geschichte beziehen und die vom polnischen Sejm zwischen 2005 und 2007 verabschiedet wurden? 27 Prozent. Das bedeutet, dass in einem europäischen Staat mittlerer Größe mehr als ein Viertel der Arbeitszeit des Parlaments auf die Verabschiedung von Gesetzen zu historischen Belangen aufgebracht wird! Für mich war das ein Schock. Okay, damals regierte eine nationalkonservative Koalition, die sich so intensiv mit diesen Fragen beschäftigen konnte. Und wie hoch ist der prozentuale Anteil der Gesetzesvorlagen zur Historie, die zwischen 2007 und 2011 von der sog. liberalen Volkskoalition verabschiedet wurden. Fast genauso viel wie bei den Vorgängern, nämlich fast 25 Prozent! Als Historiker könnte ich mich natürlich darüber freuen, und als jemand, der sich mit den Fragen der Erinnerung beschäftigt, noch viel mehr, aber ich kann das nicht verstehen. Ich weiß nicht, ob es gut ist, wenn in einem europäischen Land, um das herum so viel

passiert, die Geschichte eine so große Rolle spielt und man ihr so viel Zeit widmet. Vielleicht irre ich mich, und es muss so sein, aber für mich ist das viel zu viel.

Kommen wir wieder auf die polnisch-deutschen Beziehungen zu sprechen. Eine Asymmetrie habe ich genannt. Eine zweite entsteht aus den unterschiedlichen historischen Erfahrungen heraus. Im Falle von Deutschen und Polen zeigt sich dies sogar in sprachlicher und semantischer Hinsicht. Fragt man einen durchschnittlichen Deutschen, was er zum Begriff „Besatzung“ assoziiert, dann nennt er den Zeitraum zwischen 1945 und 1949, als sich Deutschland unter alliierter Besatzung und sowjetischer Verwaltung befand. In Polen und Osteuropa löst das Wort „Besatzung“ als erstes die Assoziation zur Zeit des Zweiten Weltkriegs aus und zum Überleben in dieser Zeit. In der deutschen Vorstellung ist „Besatzung“ eine friedliche Erscheinung, sie steht für vollkommen gewandelte politische und wirtschaftliche Verhältnisse. Im zweiten Fall ist Okkupation eine negative, furchterregende Erfahrung, bei der für den Einzelnen und das Volk die Frage des physischen und biologischen Überlebens die wichtigste ist. Wie soll man hier ein gemeinsames Narrativ entwickeln, wenn wir uns schon auf der semantischen Ebene so stark unterscheiden? Solche Beispiele gibt es viele.

Für Polen bleiben die Teilungen der *Rzeczpospolita* ein historisches Trauma. Das ist eine Katastrophe: Es gab einen Staat, dann gibt es keinen Staat mehr. Danach kommen Aufstände, Kampf, Untergang. Hierauf basiert die nationale Geschichte. Spricht man mit Deutschen über „Teilung“, so versteht man darunter die deutsche Teilung, ein ebenfalls relativ friedlicher Prozess, es gab erst einen Staat, dann gab es zwei Staaten. Auf semantischer Ebene ist es also sehr kompliziert mit dem gemeinsamen Narrativ.

Und schließlich komme ich zur Interpretation von Ereignissen. Ein befreundeter Germanist schlug vor, zwei verschiedene Stränge von historischen Ereignissen und Begriffen zu schaffen und zu nutzen, die sowohl den Deutschen wie den Polen gefühlsmäßig nahe stehen. Ich spreche von der Periode des Krieges und den ersten Nachkriegsjahren. Für die Deutschen sind dies der Nationalsozialismus, der Holocaust, die Bombardierung deutscher Städte, die Zwangsumsiedlung und der totale Vernichtungskrieg gegen die UdSSR. Das sind fünf Schlüsselbegriffe, durch die man das historische Selbstverständnis und die Vorstellung der Deutschen begreifen kann. Auf polnischer Seite sind dies völlig andere Begriffe: Der 1. September 1939, der Warschauer Aufstand, Auschwitz (das ist ein Beispiel für einen Deutschen wie Polen gemeinsamen Begriff, dessen Verständnis jedoch differiert), des Weiteren das Trauma von Katyn und der Verlust der östlichen Gebiete der *Rzeczpospolita*. In den Begriffen „Verlust der Ostgebiete“ und „Zwangsumsiedlung“ deutet sich ein Gemeinsames für Deutsche und Polen an, ebenso wie beim Begriff „Auschwitz“. Aber es scheint nur so, als ob wir diese Ereignisse und Begriffe auf gleiche Weise verstünden. Auf dem hinlänglich bekannten Reichsparteitagsgelände in Nürnberg befindet sich jetzt eines der besten Museen und Dokumentationszentren. Dort wurde die bemerkenswerte Ausstellung „Das Gleis“ gezeigt, die die Rolle der Deutschen Reichsbahn beim Ausrottungsprozess der Juden beleuchtet. Wenn man dort erfährt, dass in der Anfangszeit

sich die Juden eine Fahrkarte nach Auschwitz kaufen mussten, so wirkt das sehr stark auf uns und hinterlässt einen unauslöschlichen Eindruck in unserer Vorstellungskraft. Am Ende der Ausstellung befand sich neun Ausstellungstafeln, die die Todeslager vorstellten und natürlich Auschwitz. Unter letzterer Tafel stand die Unterschrift „Auschwitz 1942-1945“. Mir scheint, kein einziger polnischer Ausstellungsbesucher wäre mit einer solchen Datierung einverstanden. Denn wir wissen doch, dass das KZ Auschwitz mehr war als Auschwitz-Birkenau. Das Lager entstand 1940, und am Anfang war es noch kein Todeslager. Dass die deutsche Ausstellung diese eineinhalb Jahre unberücksichtigt ließ (sicherlich nicht mit Absicht und ohne zu ahnen, welchen Erinnerungskonflikt eine solche Datierung provozieren könnte) zeigt, wie stark wir uns unterscheiden. Unsere historischen Erinnerungen können sich sogar in solch elementaren Dingen unterscheiden wie dem Gebietsverlust nach dem Krieg. Im Falle Polens und Deutschlands war dies der Verlust der jeweiligen Ostgebiete. Ein prominenter deutscher Politiker sagte einmal bei einem Treffen: „Wissen Sie, ich glaube, im Verstehen dieses historischen Geschehens haben wir einen Erfolg zu verbuchen. Polen und Deutsche können auf eine ähnliche Erfahrung und ein gemeinsames historisches Schicksal verweisen. Sie hat man umgesiedelt, uns hat man umgesiedelt. Und wir können von dieser gemeinsamen historischen Erfahrung auf die Geschichte blicken.“ Ich kam damals zum Schluss, dass ein solches Verständnis und eine solche Interpretation sich nicht als die beste Variante herausstellen könnte. Sicher, es wäre schön, wenn wir ein gemeinsames historisches Schicksal konzipieren könnten, dann fiel es uns leichter, uns gegenseitig zu verstehen. Nur, eine gemeinsame historische Erfahrung, eine Symmetrie gäbe es erst dann, wenn Polen und Deutsche besser verstehen würden, dass vor dieser Erfahrung Polen noch fünf Jahre deutsche Besatzung erleben musste.

Und bei der Wahrnehmung der Besatzung sieht die Situation ganz anders aus. Wir erinnern uns an einzelne Phänomene – die Erschießungen, die KZs und viele tragische Ereignisse. Aber die Besatzung als Ganzes wird nicht erinnert. Ich glaube, das ist ein *missing link* in der Erzählung über sich selbst. Denn beinahe sechs Jahre Besatzung – das sind nicht nur Erschießungen. Das ist vor allem ein Leben tagtäglich unter Besatzung, das ist der Alltag: Die Pflicht, die Straßenseite zu wechseln, die Mütze abzunehmen vor einem Deutschen, all die Unsicherheit und Kränkung usw. Eine solche Situation nannte ein polnischer Schriftsteller einmal „ein fiktives Leben“. Ich glaube, dass dieser Aspekt nicht ausreichend aufgearbeitet ist, im Unterbewusstsein der Polen sitzt er sehr tief. Das macht sich bemerkbar, immer neue Schichten des Missverstehens türmen sich auf und Komplexe, etwa der Unterschied im Lebensstandard – hier die reichen Deutschen, dort die armen Polen usw.

Dieser zu wenig bearbeitete Aspekt der Besatzungszeit ist es gerade, um den wir uns dringend kümmern müssten.

Zum Abschluss möchte ich sagen, dass ich Licht am Ende des Tunnels sehe. Das ist die Literatur, die auf dem polnischen Markt erscheint, die Prosa sowohl von polnischen als auch ausländischen Autoren wie Swetlana Alexijewitsch. In Polen erschienen in den letzten Jahren

drei wichtige Bücher, das ist das Buch „Rauschen“ (Szum) von Magdalena Tulli, „Die kleine Vernichtung“ (Mała Zagłada) von Anna Janko und „Ich klage Auschwitz an. Familiengeschichten“ (Oskarżam Auschwitz. Opowieści rodzinne) von Mikołaj Grynberg. Sie alle versuchen zu zeigen, dass die Polen ihre Trauerzeit nicht abgeschlossen haben. Aufgrund des politischen Regimes nach dem Krieg und der Nachkriegslage hatten die Polen keine Möglichkeit, jene Aspekte aufzuarbeiten, die selbstverständlich erscheinen, nämlich ihre Trauer ganz zu durchleben. In Polen wuchs die zweite Generation nach den Zeitzeugen auf, die unter den Bedingungen einer unausgesprochenen tragischen Erfahrung der Eltern und ihrer unverarbeiteten Traumata groß wurden. Und jetzt ruft diese Generation nach der Vergangenheit, nicht deswegen, um jemanden anzuklagen oder eine Skala der Opferhierarchien aufzumachen, sondern deshalb, um den angehäuften Schmerz loszulassen. Jener menschliche Schmerz, von denen sich ihre Eltern nicht befreien konnten. Und das zweite Beispiel für ein Licht am Ende des Tunnels ist das gemeinsame polnisch-deutsche Schulbuch, das ein Ergebnis des polnisch-deutschen Geschichtsdialogs ist. Im heutigen Europa hätte kein einziges Land die Chance, mit einem anderen Land zusammen ein gemeinsames Schulbuch zu erstellen. Keine zusätzlichen didaktischen Unterrichtsmaterialien, sondern ein gewöhnliches Geschichtsbuch, das zum Schulunterricht in beiden Ländern eingesetzt werden kann. Das umfasst nicht nur die jüngste Geschichte, sondern die wechselvolle Geschichte beider Staaten im Laufe von mehreren Jahrhunderten. Der erste Band ist bereits fertig, und derzeit neigt sich die Arbeit am zweiten Band dem Ende entgegen, ein dritter ist schon in Planung. Ich kann nur sehr hoffen, dass diese Schulbücher sowohl in Polen wie in Deutschland zum Einsatz kommen. Und mit dieser optimistischen Note möchte ich meinen Vortrag beenden.

Passagen aus Robert Trabas Antworten zu den vom Auditorium gestellten Fragen nach den polnisch-deutschen, polnisch-jüdischen Beziehungen und dem affirmativen Gedächtnis.

Kann man die Erfahrung des polnisch-deutschen Dialogs auf den polnisch-russischen Dialog übertragen? Eins zu eins sicher nicht. Das, was dabei wichtig ist und allgemeingültigen Charakter hat, sind die Grenzen, innerhalb derer sich der Dialog vollzieht. Ich meine den realen Raum für einen Dialog. Damit ein solcher Raum entstehen kann, bedarf es der begünstigenden Umstände. Ich denke, das ist ein inneres Problem von Russland, Belarus und der Ukraine. Das polnisch-deutsche Beispiel verdankt sich dem Zusammentreffen von Umständen, glücklichen und zufälligen. Niemand konnte wissen, dass der Brief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Kollegen von solcher Bedeutung sein würde, besonders die wichtigste Prämisse „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Ich glaube, sogar Willy Brandt war sich nicht bewusst, was es für das Erinnern bedeuten würde, als er vor dem Denkmal für die Opfer des Warschauer Ghettoaufstandes niederkniete. Diese Ereignisse wurden zu Ausgangspunkten des Dialogs, später kamen die Akteure dieses Prozesses auf einer institutionalisierten Ebene zusammen. Und das ist sehr wichtig in der heutigen

Situation, nicht die Hände in den Schoß legen, sondern jene gesellschaftlichen Gruppen unterstützen, die den Dialog wollen. Wenn die polnisch-deutsche Schulbuchkommission in den 1970er, 1980er und sogar 1990er Jahren aufgehört hätte, einen Sinn in ihrem Tun zu sehen (und dafür gab es viele Gründe, insbesondere die Kritik, dass die Kommission auch zur Zeit der Volksrepublik Polen arbeite, wo es Zensur gab), dann wäre es nicht gelungen, etwas zu erreichen. Erst im Jahr 2008, nach dem Treffen der polnischen und deutschen Minister, gab es ein klares Signal, dass dieses Schulbuch erscheinen solle. Das zeigt, wie wichtig es ist, sich mit Partnern zu treffen, Probleme zu diskutieren, und vor allem den Dialog auch im eigenen Land zu führen. Zu einem späteren Zeitpunkt kann man diese Erfahrung auch mit anderen teilen. Zum Beispiel kam vor zwei Jahren eine chinesisch-japanische Kommission auf uns und wollte wissen, wie uns das gelungen ist. Natürlich kann man unsere Erfahrung nicht eins zu eins auf andere Länder und schon gar nicht asiatische übertragen. Man muss daran denken, dass, wenn der Moment kommt, in dem ein vollwertiger Dialog anfangen kann, auch die entsprechend vorbereiteten Menschen und Organisationen vorhanden sein müssen, die sich in der Zukunft mit diesem Prozess auseinandersetzen.

Was die Rolle der jüdischen Geschichte im polnischen Nationalnarrativ angeht, so ist dies ein äußerst schwieriges, vielschichtiges, aber interessantes Problem. Einerseits entstand unlängst das Museum der Geschichte der polnischen Juden (POLIN). Das war jener weiße Fleck, den man mit einem neuen Narrativ füllen musste. POLIN ist der wichtigste und symbolträchtigste Ort, an dem (ungeachtet der Auseinandersetzungen, die es um das Museum gab) jüdische Geschichte erzählt wird. In unzähligen polnischen Städten gibt es mittlerweile Festivals zur jüdischen Kultur. In einigen kleineren Städtchen, in denen es schon lange keine Juden mehr gibt, werden Museen über das Shtetl gegründet. All diese Initiativen laden zum Dialog ein. Auf der anderen Seite ist die Aufarbeitung der schwierigen Erfahrung in den polnisch-jüdischen Beziehungen nicht abgeschlossen. Es gelingt uns bis jetzt nicht, vernünftig darüber zu diskutieren, was der polnische Antisemitismus war. Aber es gab ihn. Es fällt uns sehr schwer, über die Zeit von 1943 bis 1947 zu sprechen. Während des Krieges, als in den deutschen Konzentrationslagern 90% der Juden umgebracht wurden, gelang es einigen von ihnen, sich im Wald und anderen Orten zu verstecken. Damals haben die Polen, um sich etwas zu verdienen oder aus anderen Gründen, diese oft verraten oder selbst umgebracht. Das ist ein Thema, über das man sprechen muss.

In der neusten Ausgabe der Zeitschrift „Polityka“ gibt es einen Artikel „Von der Ukraine her weht ein kalter Wind“. Der Text erschien, nachdem in Polen der Film „Wolhynien“ gezeigt wurde, der von der Ermordung von Polen in Wolhynien handelt. Mein Rezept, damit von nirgends her ein kalter Wind wehen muss, ist folgendes: Um die für die Selbstidentität schwierigen Tabuthemen zu überwinden, bedarf es eines Eingeständnisses: „Ja, so war es. Ja, das haben wir getan!“ Es gibt allerdings diese große Gefahr auf der psychologischen Ebene, ja, das ist fast eine Krankheit, dass man, wenn man etwas eingesteht, sofort ein „Aber“

hinzufügen muss. Zur Veranschaulichung: „Ich bin arm...“, „Ich habe nichts erreicht...“ oder „Ich bin Alkoholiker...“ – und sofort kommt das „Aber“ – „... aber es herrschte doch in Polen ein kommunistisches Regime, dieses ist an allem schuld“. Das heißt, nach dem Eingeständnis gehen wir sofort zur Rechtfertigung über. Doch zu dem, was geschah, muss man sagen: „Ja, das haben wir getan!“. Punkt oder Ausrufezeichen. Und in den polnisch-deutschen Beziehungen ist das gelungen. Wir klären schon nicht mehr, wer wen in welcher Zahl umgebracht hat, wir versuchen, das Wesen des Geschehenen zu begreifen. Ein solches Niveau brauchen wir jetzt auch im polnisch-jüdischen Dialog. Das Aufreißen alter Wunden als solches, ohne Reflexion, führt zu nichts Gutem.

Zum affirmativen Gedächtnis:

Ich stehe einem affirmativen Gedächtnis kritisch gegenüber. Doch man muss daran erinnern, dass bei allen Fehlern, von denen ich gesprochen habe, es kein zweites Land in Mitteleuropa gibt, das seine Geschichte im Hinblick auf die Juden so kritisch beleuchtet hätte. Gab es ähnliche Debatten in Ländern wie Tschechien oder Ungarn? Nein, es gab sie nicht. Das Problem besteht darin, dass diese Diskussion in Polen, die zur Katharsis wurde, in manchen Augenblicken nur bestehende Meinungen und Haltungen verstärkte: Die Meinung all jener, die finden, dass sie keine Schuld träge, dass doch gerade Polen die Opfer seien, dass unter ihnen die meisten „Gerechten der Völker“ zu finden seien usw. Das wird sich kaum ändern. Das bestätigen auch soziologische Untersuchungen. Wir müssen den nächsten Schritt in dieser Diskussion tun. Der Prozess läuft. Wie lange brauchte Deutschland, bis die Deutschen ein ehrliches Gespräch darüber führen konnten, was sie getan hatten? Ich denke, wäre nicht die 68er Revolution gewesen, könnte man kaum sagen, wie die Dinge heute stünden. Ich habe mit großer Verwunderung festgestellt, dass die ersten Biographien der Koryphäen deutscher Geschichtsschreibung, die schon in den 30er Jahren und nach dem Krieg arbeiteten, erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts erschienen sind. Die erste umfassende Untersuchung, die von der Beteiligung einfacher deutscher Bürger an den NS-Verbrechen handelt, war keineswegs die berühmte Wehrmachtsausstellung, sondern das Buch von Browning zum Bataillon 101, das 1992 herauskam (Christopher Browning, Ordinary Men: Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland).

Wenn man die Erinnerungsprozesse in verschiedenen Kontexten betrachtet, muss man berücksichtigen, dass die postsowjetischen Länder und besonders Polen in den 40 Nachkriegsjahren nicht offen zu diesem Thema sprechen konnten. Daher ist nicht sofort eine positive Veränderung in dieser Thematik bemerkbar. Aber wir haben den Punkt der Unumkehrbarkeit überschritten, der unsere Diskussionsprozesse wieder auf die Ebene von Lüge und Verschweigen zurückführen könnte.

Was das affirmative Gedächtnis angeht, so tue ich mich *post factum* schwer damit zu sagen, ob es hätte anders laufen können. Ich glaube, es wäre besser gewesen, wäre der Erinnerungsprozess anders vonstattengegangen. Aber das ist nicht geschehen. Am Beispiel der heutigen Flüchtlingssituation sehe ich, wie das Narrativ des Gedächtnisses arbeitet. Das

Thema ist nicht nur für Polen und Deutschland aktuell, sondern auch für ganz Europa. Die rechten populistischen Strömungen finden ihre Anhänger, und die Dämagogen nehmen Fahrt auf. Es wird sehr schnell vergessen, dass in den Ländern Mittel- und Osteuropas, die 40 Jahre kommunistischer Ideologie erlebten, man die nationalen Narrative zulassen und irgendwie systematisieren muss, aber auf eine Weise, die chauvinistischen Narrativen entgegensteht. Diese Nische besetzen nun zunehmend antagonistische, konfliktogene und nationalistische Narrative. Es gibt eine belgische Philosophin Chantal Mouffe, die ich außerordentlich schätze. Mouffe schuf eine theoretische Struktur, in der es antagonistische, populistische und agonistische Gesellschaften gibt. Eine antagonistische Gesellschaft ist ungefähr das, womit wir es in Polen zu tun haben: Es gibt keine gemeinsame Diskussionsplattform, und den Antagonismus bilden verschiedene sich bekämpfende Standpunkte. Das stellt nicht die Zukunft der Demokratie dar. Das kosmopolitische und populistische Modell passt in gewisser Weise auf Deutschland. Das Hauptproblem besteht darin, dass in Deutschland die Hauptakteure der Diskussionen vor allem die wichtigsten politischen Parteien sind, die schon viele Jahre lang gemeinsame Regierungskoalitionen bilden.

In der jetzigen Situation ist das, was ein Motor der Demokratie sein könnte – nämlich die Unterschiede, auf deren Grundlage erst Kompromisse gebildet werden – für die Gesellschaft nicht mehr zu unterscheiden, und das ist die Stunde des Populismus. Chantal Mouffe behauptet, dass wir den Streit brauchen, und das ist der Agonismus. Wir brauchen den Streit wie die Luft zum Atmen. Nur der Streit sollte inkludierend sein, und ein solcher Streit fördert die Entwicklung von dynamischen demokratischen Strukturen. Das Modell des agonistischen Gedächtnisses ist jenes Modell, das wir jetzt brauchen. Wir müssen streiten, wir müssen Alternativen schaffen, aber auf eine Weise, dass wir die anderen nicht nach dem Prinzip „Nur wir haben recht“ denunzieren und ausbremsen.

Literaturhinweise

Vergleiche auch den Aufsatz von Robert Traba, Was ist ein „postkommunistisches“ Gedächtnis? Der Fall Polens und der deutsch-polnischen Beziehungen. In: „Gedächtnis im 21. Jahrhundert“, Hg. Heidemarie Uhl, Ljiljana Radonić, Transcript-Verlag 2016.

Hans Henning Hahn, Robert Traba (Hg.), Deutsch-Polnische Erinnerungsorte, Bd. 1-5. Ferdinand Schöningh Verlag, 2015-2016

Übersetzung ins Deutsche: Dr. Isolde Baumgärtner